

Die Welt von gestern

Autor(en): **Zweig, Stefan**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Rote Kreuz : offizielles Organ des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militärsanitätsvereins und des Samariterbundes**

Band (Jahr): **54 (1946)**

Heft 22

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-556903>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Welt von gestern

Jeder von uns, auch der Kleinste und Geringste, ist in seiner innersten Existenz aufgewühlt worden von den fast pausenlosen vulkanischen Erschütterungen unserer europäischen Erde; und ich weiss mir inmitten der Unzähligen keinen anderen Vorrang zuzusprechen als den einen: als Oesterreicher, als Jude, als Schriftsteller, als Humanist und Pazifist jeweils just dort gestanden zu sein, wo diese Erdstösse am heftigsten sich auswirkten. Sie haben mir dreimal Haus und Existenz umgeworfen, mich von jedem Einstigen und Vergangenen gelöst und mit ihrer dramatischen Vehemenz ins Leere geschleudert, in das mir schon wohlbekannte «Ich weiss nicht wohin». Aber ich beklage das nicht; gerade der Heimatlose wird in einem neuen Sinne frei, und nur der mit nichts mehr Verbundene braucht auf nichts mehr Rücksicht zu nehmen. So hoffe ich wenigstens eine Hauptbedingung jeder rechtschaffenen Zeitdarstellung erfüllen zu können: Aufrichtigkeit und Unbefangenheit.

Denn losgelöst von allen Wurzeln und selbst von der Erde, die diese Wurzeln nährte, — das bin ich wahrhaftig wie selten einer in den Zeiten. Ich bin 1881 in einem grossen und mächtigen Kaiserreiche geboren, in der Monarchie der Habsburger, aber man suche sie nicht auf der Karte: sie ist weggewaschen ohne Spur. Ich bin aufgewachsen in Wien, der zweitausendjährigen übernationalen Metropole, und habe sie wie ein Verbrecher verlassen müssen, ehe sie degradiert wurde zu einer deutschen Provinzstadt. Mein literarisches Werk ist in der Sprache, in der ich es geschrieben, zu Asche gebrannt worden, in eben demselben Lande, wo meine Bücher Millionen Leser sich zu Freunden gemacht. So gehöre ich nirgends mehr hin, überall Fremder und bestenfalls Gast; auch die eigentliche Heimat, die mein Herz sich erwählt, Europa, ist mir verloren, seit es sich zum zweitenmal selbstmörderisch zerfleischt im Bruderkriege. Wider meinen Willen bin ich Zeuge geworden der furchtbarsten Niederlage der Vernunft und des wildesten Triumphes der Brutalität innerhalb der Chronik der Zeiten; nie — ich verzeichne dies keineswegs mit Stolz, sondern mit Beschämung — hat eine Generation einen solchen moralischen Rückfall aus solcher geistigen Höhe erlitten wie die unsere. In dem einen kleinen Intervall, seit mir der Bart zu sprossen begann und seit er zu ergrauen beginnt, in diesem einen halben Jahrhundert hat sich mehr ereignet an radikalen Verwandlungen und Veränderungen als sonst in zehn Menschengeschlechtern, und jeder von uns fühlt: zu vieles fast! So verschieden ist mein Heute von jedem meiner Gestern, meine Aufstiege und meine Abstürze, dass mich manchmal dünkt, ich hätte nicht bloss eine, sondern mehrere, völlig voneinander verschiedene Existenzen gelebt. Denn es geschieht mir oft, dass wenn ich achlos erwähne: «Mein Leben», ich mich unwillkürlich frage: «Welches Leben?» Das vor dem Weltkrieg, das vor dem ersten oder das vor dem zweiten oder das Leben von heute? Dann wieder ertappe ich mich dabei, dass ich sage: «Mein Haus» und nicht gleich weiss, welches der einstigen ich meinte, ob das in Bath oder in Salzburg oder das Elternhaus in Wien. Oder dass ich «bei uns» sage und erschrocken mich erinnern muss, dass ich für die Menschen meiner Heimat längst ebensowenig dazugehöre wie für die Engländer oder für die Amerikaner, dort nicht mehr organisch verbunden und hier wiederum niemals ganz eingegliedert; die Welt, in der ich aufgewachsen bin, und die von heute und die zwischen beiden sondern sich immer mehr für mein Gefühl zu völlig verschiedenen Welten. Jedesmal wenn ich im Gespräch jüngeren Freunden Episoden aus der Zeit vor dem ersten Kriege erzähle, merke ich an ihren erstaunten Fragen, wieviel für sie schon historisch oder unvorstellbar von dem geworden ist, was für mich noch selbstverständliche Realität bedeutet. Un ein geheimer Instinkt in mir gibt ihnen recht: zwischen unserem Heute, unserem Gestern und Vorgestern sind alle Brücken abgebrochen. Ich selbst kann nicht umhin, mich zu verwundern über die Fülle, die Vielfalt, die wir in den knappen Raum einer einzigen — freilich höchst unbequemen und gefährdeten — Existenz gepresst haben, und schon gar, wenn ich sie mit der Lebensform meiner Vorfahren vergleiche. Mein Vater, mein Grossvater, was haben sie gesehen? Sie lebten jeder ihr Leben in der Einform. Ein

Unter diesem Titel hat vor zwei Jahren Stefan Zweig die Geschichte seines Lebens als Buch veröffentlicht. Sein Leben war nun allerdings nicht das des Durchschnittsschweizers, es war gar nicht alltäglich. Und doch ist Zweigs Schicksal dasjenige vieler Europäer, und es gibt noch weit schlimmere Schicksale, die nicht nur mit der völligen Entwurzelung ihres Trägers endeten. Die Welt von gestern — sie ist für Stefan Zweig und seine Leidensgenossen eine völlig andere als die von heute. Unsere eigene Welt von gestern scheint uns dagegen nicht so völlig verschieden wie das heute — freilich ist sich doch verschiedener, als viele noch glauben. Viele Hoffnungen sind seither zunichte geworden, viel Felsenfestes erwies sich als auf Sand gebaut, viele schöne Träume sind ausgeträumt. Das nachfolgende — etwas gekürzte — Vorwort Stefan Zweigs zu seiner eigenen Biographie mag uns etwas zum darüber nachdenken anregen. Das Buch ist im Bermann-Fischer Verlag A. B., Stockholm erschienen.

einziges Leben vom Anfang bis zum Ende, ohne Aufstiege, ohne Stürze, ohne Erschütterung und Gefahr, ein Leben mit kleinen Spannungen, unmerklichen Uebergängen; in gleichem Rhythmus, gemächlich und still, trug sie die Welle der Zeit von der Wiege bis zum Grabe. Sie lebten im selben Land, in derselben Stadt und fast immer sogar im selben Haus; was aussen in der Welt geschah, ereignete sich eigentlich nur in der Zeitung und pochte nicht an ihre Zimmertür. Irgend ein Krieg geschah wohl irgendwo in ihren Tagen, aber doch nur ein Kriegchen, gemessen an den Dimensionen von heute, und er spielte sich weit an der Grenze ab, man hörte nicht die Kanonen, und nach einem halben Jahr war er erloschen, vergessen, ein dürres Blatt Geschichte, und es begann wieder das alte, dasselbe Leben. Wir aber lebten alles ohne Wiederkehr, nichts blieb vom Früheren, nichts kam zurück; uns war im Maximum mitzumachen vorbehalten, was sonst die Geschichte sparsam jeweils auf ein einzelnes Land, auf ein einzelnes Jahrhundert verteilt. Die eine Generation hatte allenfalls eine Revolution mitgemacht, die andere einen Putsch, die dritte einen Krieg, die vierte eine Hungersnot, die fünfte einen Staatsbankrott, — und manche gesegnete Länder, gesegnete Generationen sogar überhaupt nichts von dem allen. Wir aber, die wir heute sechzig Jahre alt sind und de jure noch eigentlich ein Stück Zeit vor uns hätten, was haben wir nicht gesehen, nicht gelitten, nicht miterlebt? Wir haben den Katalog aller nur denkbaren Katastrophen durchgeackert von einem zum andern Ende (und sind noch immer nicht beim letzten Blatt). Ich allein bin Zeitgenosse der beiden grössten Kriege der Menschheit gewesen und habe sogar jeden erlebt auf einer anderen Front, den einen auf der deutschen, den andern auf der antideutschen. Ich habe im Vorkrieg die höchste Stufe und Form individueller Freiheit und nachdem ihren tiefsten Stand seit hundert Jahren gekannt, ich bin gefeiert gewesen und geächtet, frei und unfrei, reich und arm. Alle die fahlen Rosse der Apokalypse sind durch mein Leben gestürmt, Revolution und Hungersnot, Geldentwertung und Terror, Epidemien und Emigration; ich habe die grossen Massenideologien unter meinen Augen wachsen und sich ausbreiten sehen, den Faschismus in Italien, den Nationalsozialismus in Deutschland, den Bolschewismus in Russland und vor allem jene Erzpest, den Nationalismus, der die Blüte unserer europäischen Kultur vergiftet hat. Ich musste wehrloser, machtloser Zeuge sein des unvorstellbarsten Rückfalls der Menschheit in längstvergessen gemeinte Barbarei mit ihrem bewussten und programmatischen Dogma der Antihumanität. Uns war es vorbehalten, wieder seit Jahrhunderten Kriege ohne Kriegserklärungen, Konzentrationslager, Folterungen, Massenberaubungen und Bombenangriffe auf wehrlose Städte zu sehen, Bestialitäten all dies, welche die letzten fünfzig Generationen nicht mehr gekannt haben und künftige hoffentlich nicht mehr erdulden werden. Aber paradoxerweise habe ich auch in ebenderselben Zeit, da unsere Welt im Moralischen zurückstürzte um ein Jahrtausend, dieselbe Menschheit im Technischen und Geistigen sich zu ungeahnten Taten erheben sehen, mit einem Flügelschlag alles in Millionen Jahren Geleistete überholend: die Eroberung des Aethers durch das Flugzeug, die Uebermittlung des irdischen Wortes in derselben Sekunde über den Erdball und damit die Besiegung des Weltraums, die Zerspaltung des Atoms, die Besiegung der heimtückischsten Krankheiten, die fast tägliche Ermöglichung des gestern noch Unmöglichen. Nie bis zu unserer Stunde hat sich die Menschheit als Gesamtheit teuflischer gebärdet und nie so Gottähnliches geleistet.

Dies unser gespanntes, dramatisch überraschungsreiches Leben zu bezeugen, scheint mir Pflicht, denn — ich wiederhole — jeder war Zeuge dieser ungeheuren Verwandlungen, jeder war genötigt, Zeuge zu sein. Für unsere Generation gab es kein Entweichen, kein Sich-abseits-Stellen, wie in den früheren; wir waren dank unserer neuen Organisation der Gleichzeitigkeit ständig einbezogen in die Zeit. Wenn Bomben in Shanghai die Häuser zerschmetterten, wussten wir es in Europa in unseren Zimmern, ehe die Verwundeten aus ihren Häusern getragen waren. Was tausend Meilen über dem Meer sich ereignete, sprang uns leibhaftig im Bilde an. Es gab keinen

Schutz, keine Sicherung gegen das ständige Verständigtwerden und Mitgezogensein. Es gab kein Land, in das man flüchten, keine Stille, die man kaufen konnte, immer und überall griff uns die Hand des Schicksals und zerrte uns zurück in sein unersättliches Spiel.

Ständig musste man sich Forderungen des Staats unterordnen, der stupidesten Politik zur Beute hinwerfen, den phantastischsten Veränderungen anpassen, immer war man an das Gemeinsame gekettet, so erbittert man sich wehrte; es riss einen mit, unwiderstehlich. Wer immer durch diese Zeit ging oder vielmehr gejagt und gehetzt wurde — wir haben wenig Atempausen gekannt — hat mehr Geschichte miterlebt als irgend einer seiner Ahnen. Auch heute stehen wir abermals an einer Wende, an einem Abschluss und einem neuen Beginn. Ich handle darum durchaus nicht absichtslos, wenn ich diesen Rückblick auf mein Leben mit einem bestimmten Datum vorläufig enden lasse. Denn jener Septembertag 1939 zieht den endgültigen Schlußstrich unter die Epoche, die uns Sechzigjährige geformt und erzogen hat. Aber wenn wir mit unserem Zeugnis auch nur einen Splitter Wahrheit aus ihrem zerfallenden Gefüge der nächsten Generation übermitteln, so haben wir nicht ganz vergebens gewirkt.

Ich bin mir der ungünstigen, aber für unsere Zeit höchst charakteristischen Umstände bewusst, unter denen ich diese meine Erinne-

rungen zu gestalten suche. Ich schreibe sie mitten im Kriege, ich schreibe sie in der Fremde und ohne den mindesten Gedächtnisbehelf. Kein Exemplar meiner Bücher, keine Aufzeichnungen, keine Freundsbriefe sind mir in meinem Hotelzimmer zur Hand. Nirgends kann ich mir Auskunft holen, denn in der ganzen Welt ist die Post von Land zu Land abgerissen oder durch die Zensur gehemmt. Wir leben jeder so abgesondert wie vor Hunderten Jahren, ehe Dampfschiff und Bahn und Flugzeug und Post erfunden waren. Von all meiner Vergangenheit habe ich also nichts mit mir als was ich hinter der Stirne trage. Alles andere ist für mich in diesem Augenblick unerreichbar oder verloren. Aber die gute Kunst, Verlorenem nicht nachzutruern, hat unsere Generation gründlich gelernt, und vielleicht wird der Verlust an Dokumentierung und Detail diesem meinem Buche sogar zum Gewinn. Denn ich betrachte unser Gedächtnis nicht als ein das eine bloss zufällig behaltendes und das andere zufällig verlierendes Element, sondern als eine wissend ordnende und weise ausschaltende Kraft. Alles, was man aus seinem eigenen Leben vergisst, war eigentlich von einem inneren Instinkt längst schon vordem verurteilt gewesen, vergessen zu werden. Nur was sich selbst bewahren will, hat ein Anrecht, für andere bewahrt zu werden. So sprecht und wählt, ihr Erinnerungen, statt meiner, und gebt wenigstens einen Spiegelschein meines Lebens, ehe es ins Dunkel sinkt!

Zur Geschichte der Pockenschutzimpfung

Ein Gedenktag

Am 14. Mai 1796, vor 150 Jahren, unternahm der englische Landarzt Edward Jenner (1749—1823) in Berkeley bei London den berühmten ersten entscheidenden Pockenimpfversuch, wodurch die Schutzkraft der Vakzination unwiderleglich bewiesen wurde. Angeregt durch die Aeusserung einer Magd, sie könne nicht an Menschenpocken erkranken, weil sie die Kuhpocken gehabt habe, beschäftigte sich Jenner seit 1775 mit Untersuchungen über die Schutzimpfung der Kuhpocken beim Menschen. Sein Verfahren veröffentlichte er nach 23 Jahren ausgedehnter Versuche und Beobachtungen in seiner Schrift «Untersuchungen über die Ursachen und Wirkungen der Kuhpocken», die anfänglich nur kühl aufgenommen, von wenigen Freunden ehrlich begrüsst, von ärztlichen Autoritäten dagegen bekämpft wurde.

Die gewaltige Bedeutung, die Jenners Entdeckung für die Menschheit besitzt, wird uns gegenwärtig, wenn wir die Geschichte der Pockenseuche früherer Jahrhunderte überschauen. Schon lange vor Christi Geburt waren die Pocken in China und Indien heimisch; es scheint, dass sie aber erst im 6. Jahrhundert n. Chr. nach Aegypten und Europa eingeschleppt wurden. Zu Anfang traten sie in Europa in den südlichen Ländern auf und kamen erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts nach Deutschland und der Schweiz, während sie in England bereits im 13. Jahrhundert gewütet hatten. Man schätzt, dass im 18. Jahrhundert jährlich in Deutschland allein 30'000 Menschen dieser Krankheit zum Opfer fielen. Wer davonkam, war zeitlebens entstellt.

Immerhin stand man der Krankheit nicht mehr vollständig hilflos gegenüber, da die Beobachtung zeigte, dass das einmalige Ueberstehen der Pocken vor weiterer Erkrankung bewahre. Man versuchte in China und im Orient dem Uebel zu begegnen, das Pockengift dadurch abzuschwächen, dass man gesunde Menschen — zumal während milderer Epidemien — absichtlich der Infektion mit Kranken aussetzte, sie in Kleider von Kranken hüllte oder ihnen Pockenkrusten in die Haut einrieb.

In Konstantinopel war es, als um das Jahr 1720 Lady Montagu, die Gattin des englischen Gesandten, diese Impfmethode kennenlernte und es wagte, ihre eigenen Kinder durch einen griechischen Arzt impfen zu lassen. Die Kinder zeigten die übliche Reaktion, genasen rasch und waren von da an immun. Nach England zurückgekehrt, gelang es Lady Montagu, die Prinzessin von Wales zu gewinnen, die Impfung auch an ihren Kindern vornehmen zu lassen. Allerdings wurde dies erst möglich, nachdem zuvor als Versuchsobjekte sieben Verbrecher und sechs Kinder eines Waisenhauses geimpft, dann der Ansteckung ausgesetzt wurden und verschont blieben. Das Beispiel der prinzlichen Kinder am englischen Hofe war die beste Empfehlung für diese Impfung, die man als Variolation bezeichnete und die sich in der Folge in ganz England und später auf dem Kontinent verbreitete. In der Schweiz wurde sie zuerst vom Genfer Arzt Tronchin im Jahre 1749 ausgeführt.

Zahllose Menschenleben wurden durch die Variolation erhalten. Allerdings war diese Methode nicht ganz harmlos. Denn man impfte frische Pockeneiter, den man einer Pustel entnahm und dadurch abzuschwächen versuchte, dass man Fäden in den Eiter tauchte, diese trocknen liess und dann dem Impfling auf frische Ritzwunden auflegte und festband. Es war also nicht ausgeschlossen, dass ein Geimpfter an schweren Pocken erkrankte oder dass man zugleich mit den Pocken noch eine Krankheit, z. B. Syphilis, mit übertrug.

Nun war den Landleuten in England, Frankreich und anderswo ein am Euter der Kühe auftretender, blatternartiger Ausschlag bekannt, der nicht bloss wie Pockenpusteln aussah, sondern auch ansteckend auf die übrigen Kühe wirkte, aber auch auf die Knechte und Mägde, die mit solchen Tieren zu tun hatten. Auch war im Volke der Glaube verwurzelt, dass, wer einmal Kuhpocken gehabt habe, nicht an richtigen Menschenpocken erkranken könne.

Es war nun der geniale Weitblick Jenners, ein Kennzeichen echten, unvoreingenommenen Forschergeistes, diese Wahrnehmung aufzugreifen und sich in die Erscheinungen der Kuhpocken und ihre Wirkungen am menschlichen Körper zu vertiefen. Er liess es nicht mit gelegentlichen Versuchen oder zufälligen Erfahrungen bewenden. Mehr als 20 Jahre setzte er seine Untersuchungen fort, stets darauf bedacht, gewonnene Resultate durch sorgfältige Nachprüfung sicherzustellen. Endlich kam es zum entscheidenden Experiment: In einem Nachbarort waren Kuhpocken aufgetreten. Eine Dienstmagd erkrankte durch das Melken kranker Kühe. Jenner impfte am 14. Mai 1796 dem achtjährigen Knaben James Phipps Kuhpocken ein; den Impfstoff entnahm er dem Inhalt einer Pustel der Magd Sarah Nelmes. Der Junge erkrankte, zeigte die charakteristischen Reaktionen, genas jedoch rasch. Am 1. Juli des gleichen Jahres wird er mit richtigen Pocken geimpft, ohne dass sich irgendeine Reaktion zeigt; ebensowenig die Impfung, die einige Wochen später wiederholt wird.

Damit ist kein Zweifel mehr möglich: Kuhpocken machen den Menschen immun gegen richtige Pocken; Kuhpockenlymphe sind der ideale Impfstoff. Aus der Pockenimpfung war die Kuhpockenimpfung, aus der Variolation die Vakzination geworden.

Die Mitteilung über seine Entdeckung wurde Jenner von der Royal Society in London, der englischen Akademie der Wissenschaften, zurückgeschickt. Aber andere Aerzte prüften die Ergebnisse und kamen zu gleichen Resultaten. Auch Jenner setzte seine Untersuchungen fort und gab im Jahre 1799 und 1800 neue Beobachtungen bekannt. Das Beobachtungsgut, das auch durch zustimmende Mitteilungen von Aerzten anderer Länder ergänzt wurde, war nun so gross, dass die Skeptiker schwiegen. Die einzigartige Entdeckung wurde von aller Welt anerkannt.

Es war ein denkwürdiger Tag, als am 2. Juni 1802 das englische Parlament Jenners Verdienste mit einer Gabe von 10'000 Pfund be-